

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Akusima, der Fischer
Autor: Irogawa, Hato
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Gut, Rosaura, ich will sehen, was ich tun kann. Du weißt wohl, daß ich versuchen werde, was irgend möglich ist, um dir und deiner Herrin zu helfen. Nun sage mir nur noch, wie du dazu gekommen bist, das Kind ... Du weißt gewiß schon, was ich meine ...“

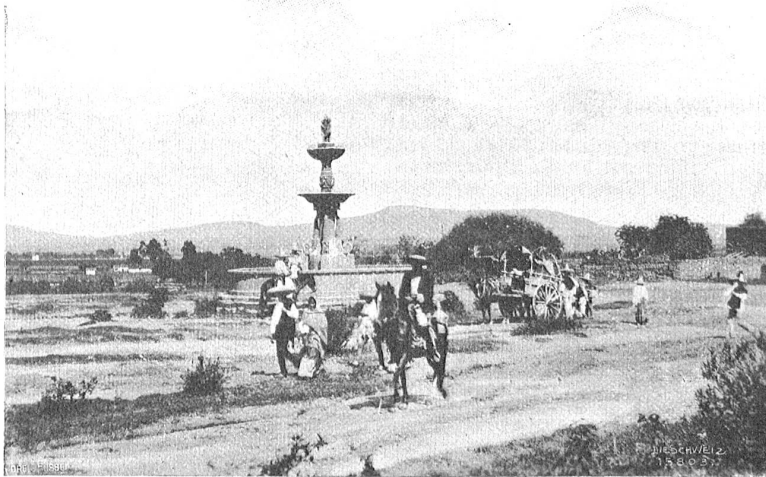
„Ja, Senhora Donna, ich kann mir denken, daß Sie es sehr schlecht von mir finden, ein so unschuldiges Geschöpf zu töten, und es tut mir sehr leid, daß Sie deshalb über mich erzürnt sein müssen. Ich konnte aber nicht anders ... Ich will einmal nicht, daß meine Tochter so furchtbar leiden soll, wie ich gelitten habe; denn, sehen Sie, ein so kleines Würmchen zu verlieren, das ist nicht so schlimm. Das läßt sich mit der Zeit vergessen; aber ein fast erwachsenes Kind verkauft und fortgeschleppt zu sehen, man weiß nicht wohin, das ist zu schwer für eine Mutter! Und meine Tochter ist nicht so stark, die würde daran zugrunde gehen, vielleicht wahnsinnig werden, was weiß ich! Sie hat auch keine Herrin, mit der sie aufgewachsen ist und die sie so lieben kann, wie ich die meinige. Nein, nein! Und, sehen Sie, ist es nicht überhaupt besser, wenn keine Sklaven mehr geboren werden?“

„Da hast du recht!“ sagte ich unwillkürlich aus vollem Herzen, und sie griff nach meiner Hand durch das Gitter und zog sie an sich, um sie zu küssen. Dann rief sie weinend: „Gott segne Sie, Senhora Donna! Wenn alle Menschen so gut wären wie Sie, möchte die Sklaverei kein so großes Unglück sein!“

„Doch, gute Rosaura, es würde immer ein Unheil bleiben, ebenso für die Herren wie für die Sklaven! ... Aber jetzt muß ich fort und will eilen, alles zu ordnen, um sobald als möglich zu dir zurückzukehren ...“

Wie man denken kann, begab ich mich nun ohne Verzug zum Senhor Nepomuceno, dem Friedenrichter und Notar, den ich glücklicherweise von früher her als einen ehrenwerten, lebenswürdigen Mann kannte, da seine Tochter in meinem Erziehungsinstitut mein Zögling gewesen war. Ich durfte also hoffen, bei ihm eine wirkliche Unterstützung und Hilfe zu finden, was denn auch in der Tat der Fall war.

Zuerst wurde auf meine Veranlassung ein Negerknabe unter das nach hiesiger Sitte sehr niedrig gebaute Dach geschickt, um die bewußte Bleichachtel zu suchen, worin sich wirklich mehrere Verschreibungen, zusammen bis zur Höhe von beinahe fünfhundert Milreis vorhanden, die vom Cónego Cypriano ausgestellt waren. Der Senhor Nepomuceno sorgte nun für das Recht. Der geistliche Herr sah sich gezwungen, gute Miene zu machen, um nicht noch bösen Verdacht zu er-



Guadalajara. Vor San Pedro (Vorort).

regen. Er zahlte also die genannte Summe ohne weiteres, wogegen das übrige von der armen Negerin ihm anvertraute Geld freilich in seinen Händen blieb, da der Padre Vincento bei dieser Gelegenheit schwerlich so gut sein Zeugnis abgelegt haben würde, wie er vorher zugunsten der Kirche sich hatte willig finden lassen. Der Senhor Nepomuceno riet mir, die Sache nicht weiter zu treiben und mich mit dem errungenen Erfolge zu begnügen, da es zweifelhaft sei, ob ein Vorteil, den man vielleicht noch zu erkämpfen vermöge, nicht andererseits wieder Nachteile bringen würde.

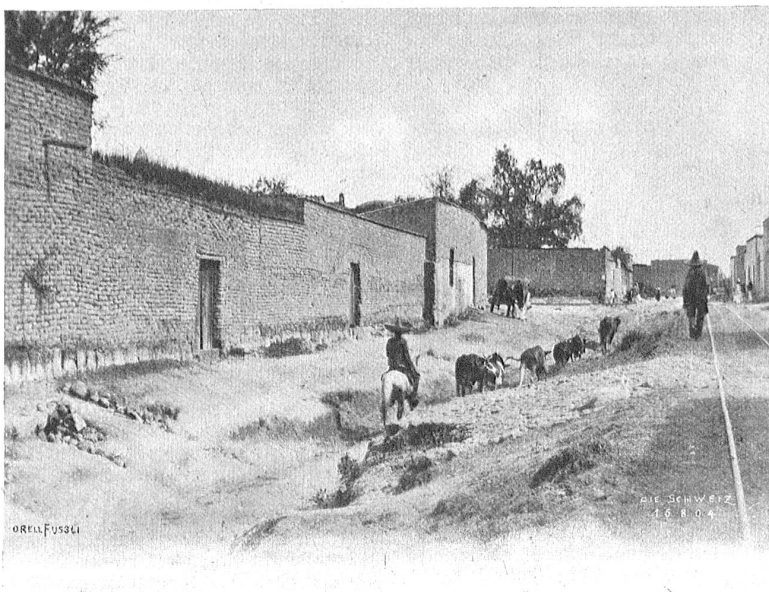
Es versteht sich, daß die Donna Brandina sehr froh war, als sie erfuhr, daß sie durch die Erbschaft, die ihr noch zufiel, der Notwendigkeit, im Kloster Zuflucht zu suchen, überhoben wurde, und daß sie sich auch wenig darum kümmerte, ob der Senhor Cónego Cypriano ihr deswegen zürnte oder nicht.

Mehr als dies alles freute es mich aber, daß es mir mit dem Beistande des guten Senhor Nepomuceno gelang, mit der von der armen Negerin selbst ersparten Summe ihre Schuld gegenüber dem Senhor Antonio Gomez zu decken, ja sogar noch einen kleinen Betrag übrig zu behalten, mit dem eine Anzahlung geleistet werden konnte zum spätern Vorkauf ihrer Tochter.

So erreichte ich es, daß die alte Rosaura durch ihre lange Gefangenschaft für hinlänglich bestraft erachtet wurde und nun wieder für ihre Herrin in deren Wohnung arbeiten durfte, womit sie beide sehr zufrieden waren.

Und ich?! Ich mußte mir sagen: „Glücklich der, der hier zu Lande zur rechten Zeit die richtige Färsprache findet! Aber wehe dem, dem sie in der Stunde der Not oder Gefahr zufällig fehlt oder versagt bleibt!“

Da nun die Sklaverei in Brasilien ganz abgeschafft ist, sind solche Geschehnisse, wie die eben geschilderten, freilich für die Zukunft unmöglich geworden. Trotzdem wirken die alten Gewohnheiten fort, und der mittellose Fremdling wird noch oft genug Ungerechtigkeiten erdulden müssen, wenn es auch hervorgehoben zu werden verdient, daß hier die farbige Bevölkerung niemals so rechtlos und verachtet war, wie es z. B. in Nordamerika der Fall.



Guadalajara. Straße im Vorort Atemajac.

Akusima, der Fischer.

Ein japanisches Märchen
von Hato Frogawa *).

Vor vielen Jahren, vor vielen Hunderten, ja Tausenden von Jahren, als die Welt noch neu war und so glänzend wie eine frisch aus dem Ofen des Schmelters her-

*) Autorisierte Uebersetzung aus der illustrierten Madrider Zeitschrift «Blanco y Negro» von Josu Priems, Lugano.

vorgegangene Satsumafugel, lebte in der Bucht von Senday, an der Küste von Nippon, ein junger Fischer namens Akusima. Er war gewandt mit dem Ruder und dem Segel, pflügte mit der Angelrute, aufgeweckt und tüchtig mit dem Netz, dem Wurf-garn, der Fischleine und wie alle die alten, außer Gebrauch gekommenen Fischereigeräte heißen mögen, die man noch zu jener Zeit gebrauchte, als die beiden göttlichen Kami Zsanaghi und Zsanami, von Liebesbrunst verzehrt, die unsterbliche Ten-sho-dasjin zeugten.

Zu jener Zeit war der Tempel der dreihunderttausend dreihundertdreißig Götzenbilder noch nicht erbaut; allein die Frömmigkeit der guten Japaner war viel größer und lauterer, als sie es heutigen Tages ist.

Eines Tages fuhr Akusima schon sehr frühe am Morgen auf den Fischfang aus. Seine mit der Farbe der Lotosblume bemalte Barke war tief und schmal, weil nur für einen einzigen Ruderer bestimmt, und sah ein wenig einem Sarge ähnlich. Nachdem Akusima der aufgehenden Sonne und sämtlichen Kami seiner ganz besondern Verehrung seine Gebete dargebracht hatte, breitete er sein Netz aus, und siehe da, unter der Menge golden und silbern glänzender Fische arbeitete sich eine wunderschöne Schildkröte mühsam und plump aus den Maschen des Netzes hervor. Es war eine mächtige, riesenhafte Karettschildkröte, so groß wie der Schild eines Samurai. Das war wahrhaftig ein schönes Tier! Wenn man den Panzer gegen das Licht hielt, so erschien er durchsichtig und ließ die Umrisse des Körpers sehen. Er war von einem wunderschönen Schildpatt; mit einer klaren, glänzenden, dem Beinöl ähnlichen Farbe vermischt sich bizarre Flächen, die aussahen wie junger Rotwein, und wieder andere, die dunkler waren, der Schattierung des hochgelben Chrysanthemums ähnlich, das wir die „Blume der Amaterasu“ nennen, um des Wohlgefallens willen, das die gute Göttin an ihr fand. Schüchtern steckte die Schildkröte ihr Allfrauenköpfchen unter dem Schild hervor, und in der entsetzlichen Todesangst, die einer wohl haben muß, der weiß, daß er anderswie an die tausend Jahre lang leben könnte, zappelte sie mit den Beinchen und dem Schwanz.

Akusima nahm die Schildkröte zwischen seine beiden Hände und betrachtete sie lange und nachdenklich. „Wenn ich diese

Karettschildkröte auf dem Markte von Senday oder Hawadji verkaufte“, dachte er, „so könnte ich ein reicher Mann werden, mich von der Fischerei zurückziehen und Ländereien und Sklaven besitzen.“

Allein nach diesem Gedanken stieg ein anderer, mitleidigerer in seinem Sinne auf. „Nach dem wenig Nutzen des



Guadalajara. Pflügender Indio bei San Pedro.

Köpfchens und der Beweglichkeit der Füße zu urteilen“, dachte er, „kann diese Schildkröte nur wenige Monate, allerhöchstens ein Jahr alt sein. Wäre es nicht eine abscheuliche Ungerechtigkeit, wenn ich sie der mindestens neunhundertneunundneunzig Jahre beraubte, die sie noch leben kann, nur um mich zu bereichern, der ich schon fünfundzwanzig Jahre alt bin und allerhöchstens noch etwa fünfzig oder sechzig werde leben können? Liegt nicht vielleicht ein göttliches Geheimnis darin verborgen, daß ein Tierchen, das wir für geringer und unedler als den Menschen halten, zehnmal länger leben kann als dieser? Und andererseits, wäre es nicht auch möglich, daß ich ein unnützer, ja den Mitmenschen sogar gefährlicher Müßiggänger würde, wenn ich die schwere Arbeit des Fischfangs, in der ich geboren, plötzlich aufgab?“

Nachdem Akusima, der Fischer, solches bei sich erwogen hatte, betrachtete er noch einmal aufmerksam das wundervolle Spiel der Regenbogenfarben, das die nun am Horizonte strahlend heraufgestiegene Sonne auf der Muschelschale der Schildkröte hervorbrachte, und warf diese, ebenso zufriedenen Gemütes als zuvor, in das Wasser zurück. Mit den Beinchen eifrig rudern entfernt sich das Tier, so rasch es nur konnte, als hätte man es an Geschäften von größter Wichtigkeit und Dringlichkeit versäumt. Darauf tat Akusima, was jeder Mensch tut, wenn er eine Handlung begangen hat, die sein Gewissen befreit: er schlief tief und friedlich in seiner Barke, die einem Sarg ähnlich war, und die Sonne schien ihm aufs Antlitz nieder.

Da plötzlich sah Akusima in seinen Träumen aus den tiefsten Tiefen der Fluten ein liebreizendes, herrliches junges Weib emporsteigen. Es war in wallende Gewänder gekleidet, an deren wunderbaren Stoffen keine menschliche Hand schien gewoben zu haben, und sprach mit sanfter Stimme und bescheidener, züchtiger Gebärde zu Akusima, dem Fischer:

„Ich bin die Tochter des Meergottes und wohne mit meinem Vater im Palaste der Drachen, der sich auf dem Grunde der salzigen Wogen befindet. Jene Karettschildkröte, die du vor einer Weile gefangen hast, war gar keine Schildkröte, überhaupt kein Tier des Meeres oder der Erde, sondern das war ich selbst. Ich ließ mich im Netze fangen, weil mein Vater mir befohlen hatte, in dieser Gestalt deine Sinnesart zu erforschen, ob du gut und mitleidig oder habgierig, eigennützig und grausam seiest. Da haben wir nun, mein Vater und ich, gesehen, daß du keine dieser letztern Eigenschaften an dir hast, und deshalb komme ich jetzt zu dir“ — dies sagte die Prinzessin mit niedergehängenen Augen und bebender Stimme — „um dir meine Hand anzubieten und damit ein glückseliges Leben, das drunten, auf dem tiefsten Grund des blauen Meeres im Palaste der Drachen tausend Jahre lang währen wird.“

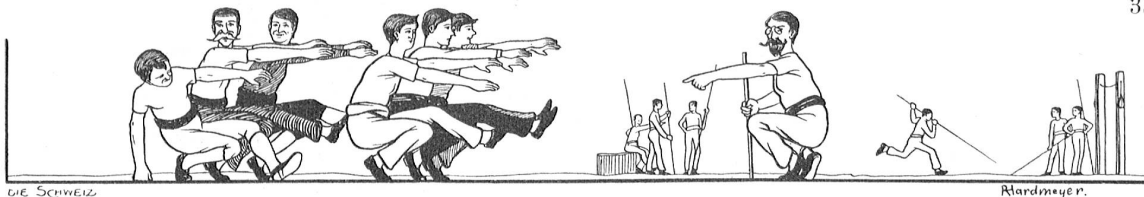


Guadalajara. Lastträger im Vorort Atemajac.



Bildnis.

Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.

DIE SCHWEIZ
1866/7

HARDMEYER.

Musima war dermaßen verwirrt und verlegen, daß ihm keine passende Antwort einfiel; aber er erfaßte beide Mäder mit seinen kräftigen Armen und bedeutete der Prinzessin, sich so gut wie möglich in dem engen Baumkahn niederzulauern und das Steuer zu führen. Als bald versank die Barke sanft in den Fluten, ohne daß Musima es bemerkte; denn er selbst war in das Anschauen der Prinzessin versunken, deren Augen blau und klar waren wie zwei Türkissteine.

Und indem Musima ruderte und die Prinzessin steuerte, landeten sie nach einer guten Stunde unten beim Drachenschloß, wo der Meerestgott hauste und als König über alle Fische, Schildkröten, Drachen, Schlangen und alles übrige Seegetier herrschte, vom riesengroßen Walfisch bis zum winzigen Seepferdchen.

Etwas wunderbar Selbstames war das allerdings, dieser Palast! Die Wände waren Korallen; die Bäume der Gärten trugen Smaragden als Blätter und Rubinen als Früchte; die Fische in den Teichen hatten Schuppen aus Silber, und die Drachen prunkten mit langen Schweifen aus lauterem Golde. Durchstreifte die acht heiligen Inseln und weidete euer Auge an sämtlichen Malwerken Japans des Unmachahmlichen und dann laßt eure Phantasie schweifen: trotzdem werdet ihr euch nicht auch nur im entferntesten ein Bild von der Herrlichkeit des Drachenschlosses machen können! Und alle diese Schätze standen nun einem armen Fischer wie Musima zur Verfügung. Nicht umsonst war er der Schwiegerjohn des mächtigen Meerestgottes. Drei Jahre lang lebte Musima ein Dasein ungetrübten Glückes. Seine Beschäftigung bestand darin, das Köstlichste, das es nur gab, zu essen und zu trinken, sich von den Untertanen seines Schwiegervaters umschmeicheln und bedienen zu lassen, die Prinzessin zu lieben und mit ihr unter den Bäumen mit den Smaragdblättern und den Rubinenfrüchten zu lustwandeln.

Aber so ist es mit dem Glück, das ein Mensch in einem fremden Lande und in einer fremden Welt genießt: es kommt der Augenblick, da er dessen überdrüssig wird und die Erinnerung an das verlorene Vaterland und die verlassene Familie nicht mehr zu bannen vermag. Deshalb machte Musima der kleinen Prinzessin, seiner Gemahlin, eines Morgens, nachdem er sie zur Einleitung ein wenig geliebkost hatte, folgende Erklärung:

„In diesem Palaste und in deiner Gesellschaft, o du meine geliebte Prinzessin, bin ich das glücklichste Geschöpf des Meeres — und ich glaube wohl auch der festen Erde. Allein da du ja selbst so glücklich bist, einen Vater zu besitzen, so wirst du meine Sehnsucht begreifen, den meinigen, sowie meine Mutter und meine Brüderchen und meine Schwesterchen wiederzusehen, die ich vor drei Jahren aus den Augen verloren und die mich wohl als tot beweint haben. So bitte ich dich nun angelegentlichst, du meine Gemahlin und Prinzessin, laß mich für ein Weilchen nach Hause zurückkehren! Und wenn ich erst meine Eltern und Geschwister beruhigt habe, werde ich an deine Seite zurückkehren, um mich nie wieder von dir zu trennen...“

Als die Prinzessin diese Worte hörte, verzog sie das Gesichtchen ein wenig, was sie bei ihrer großen Schönheit nur noch interessanter machte, und sprach also:

„Diese Sehnsucht, mich zu verlassen, will mir wahrlich nicht lobenswert erscheinen, habe ich dir doch so viele seltsame Genüsse verschafft, zumal jenen allerhöchsten, begehrtesten, die Liebe. Außerdem habe ich Ahnungen und Anzeichen, daß dir ein Unglück droht. Allein, da es mir nicht ansteht, mich deinen Plänen zu widersetzen, und wären sie noch so wunderbar, so gehe hin, da du es doch so begehrt, und trage stets dieses Kästchen bei dir! Und nur diese eine Warnung gebe ich dir mit auf den Weg: Wenn du das Kästchen öffnest, wirst du weder diesen Palast noch mich jemals wiedersehen!“

Tief gerührt nahm Musima das Kästchen in Empfang. Es war schwarz lackiert und nicht verschlossen, sondern bloß mit einem seidenen Bande zusammengehalten; der Deckel war

mit drei in kunstvoller Arbeit eingelegten Schildkröten verziert. Das Kästchen sorgfältig in den Händen haltend, versprach Musima feierlich, bei seiner Gesundheit und bei den beiden göttlichen Kami Izanaghi und Izanami, es weder zu verlieren noch zu öffnen. Darauf bestieg er seine Barke, die einem Sarge ähnlich war, verlangte nach seinen Rudern und legte ohne große Ermüdung bald darauf in der Bucht von Sendai an. Freudigen Herzens betrat er den goldgelben Sand der Küste, da er das Licht der Welt erblickt hatte.

Aber alsogleich folgte auf die Freude ein erschrockenes Staunen. Was war denn während seiner Abwesenheit vorgefallen? Wo war das väterliche Haus? Wo das Fischerdörfchen, in dem er als Kind gespielt? Nichts von alledem war zu sehen; nur das Bächlein, in dem die Frauen früher ihre Wäsche gespült hatten, rollte noch immer dem Meere zu und sang ihm mit leiser Stimme das Lied von seiner Wasserarmut; in der Ferne ragten noch die altbekannten Berge, hinter ihnen, den Horizont beherrschend, der kahle Gipfel des Fuji-no-yama mit seinem ewigen Kopfsputz vulkanischen Rauchs. Da bemerkte Musima einen Mann und fragte ihn, was er so sehnlich zu erfahren verlangte.

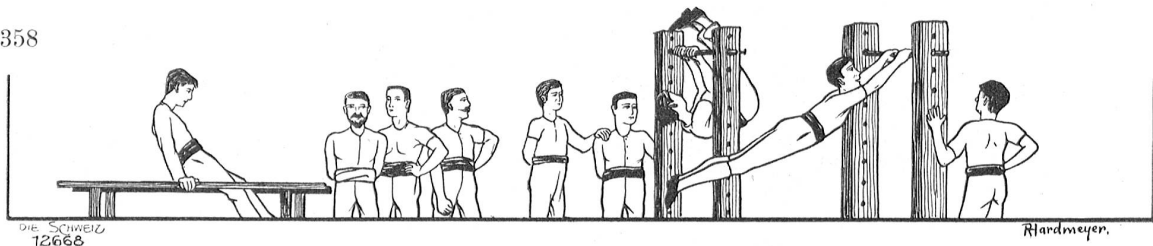
Der Mann jedoch machte ein erstauntes Gesicht; er hatte nie etwas von Musima, noch von dessen Eltern, noch von dem Dörfchen gehört. Er rief einen Greis herbei, der sehr alt sein mußte und in der Sonne saß, als wollte er sich von ihr die Muzgeln glätten lassen. Der Alte dachte zuerst eine lange Zeit nach. Dann fiel ihm ein, daß er einmal seinen Urgroßvater habe sagen hören, dessen Großvater habe ihm von einem gewissen Fischer, namens Musima, erzählt, der ertrunken sei, und auch von dessen Haus und Familie habe er ihm erzählt; aber die Geschichte oder das Märchen seien schon sehr alt, sehr alt; denn über dreihundert Jahre seien seit jener Zeit vergangen.

Als Musima dies hörte, senkten sich tiefe Schatten auf seine Seele nieder. Während er weinend über das Erlebte nachdachte, kam es ihm in den Sinn, daß der Drachenschloß mit seinen Korallenwänden, Smaragdbäumen, Silberfischen und goldgeschwänzten Drachen vielleicht ein Zauber- oder Feenpalast sei, in dem die Tage Jahren gleichkamen. So waren denn die drei kurzen Jahre, die er drunten in Lust und Herrlichkeit zugebracht hatte, in Wirklichkeit dreihundert irdische Jahre gewesen. Denn gierig verschlingt das Glück die Zeit, während das Unglück sie endlos ausspinnert. Und während er solches in seinem Sinn erwog, beschloß er, an die Seite der geliebten Prinzessin zurückzukehren, da ihn doch keinerlei Bande der Liebe und kein Interesse mehr mit dem Lande seiner Geburt verknüpften.

Aber es geschah, daß er über diesen seltsamen Erfahrungen und in seiner großen Verwirrtheit den Weg vergaß. Er kehrte zum Bache zurück und schaute in stummer Verzweiflung auf das schmale, fargähnliche Fahrzeug. Da fiel ihm ein, daß das Kästchen der Prinzessin vielleicht das Geheimnis des guten Weges enthalte. Er öffnete es deshalb, und — was denkt ihr, daß dem Kästchen entstieg? Ein leichtes, dünnes Wölkchen bläulichen Dunstes, das sich bald über der Fläche des Meeres verlor. Jammernd und flehend eilte der bekümmerte Musima hinter dem Wölkchen her, indem er mit verzweifelter Kraft die Mäder führte. Plötzlich fiel ihm auch die Ermahnung der Prinzessin ein, und nun wußte er, daß er nie mehr den Ort seines Glückes wiedersehen würde.

Es währte nicht lange, so bemerkte er, daß seine Stimme immer leiser wurde und zuletzt ganz erlosch. Gleichzeitig knieten seine Beine vor Schwäche zusammen, sein Rücken krümmte sich, die Hände zitterten, und als er vornübergekniet, sah er im klaren Kristall des Wassers, daß sein Antlitz voller Muzgeln war und daß nur einige wenige dünne Strähnen weißen Haars sein Haupt bedeckten. Wenige Augenblicke später erlosch das Licht in seinen Augen, sie schlossen sich, und tot brach er zusammen — — —

Dies ist das Märchen, das die japanischen Mütter von



Tifoko, Nipon, Yeso und Kiu-Kiu ihren Kindern erzählen, um sie zu lehren, gehorjam zu sein und die Schwelle des großen Rätsels nicht überschreiten zu wollen. Und zum Schlusse rufen

sie dann die göttlichen Kami Zzanaghi und Zzanami an, auf daß diese ihren Segen auf die geliebten Häupter ihrer Kleinen herniederjenden, wie ich es nun auch für euch erhitte.

Hedwig Mertens.

Aus dem Erleben einer Frau. Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Im weitausgebauten Erker einer Villa am Zürichsee sitzt Frau Professor Bühlau in bequemem Polsterfessel und schaut heitern Blickes in den Schneereigen, den der Frühling durch die Luft wirbelt.

Groß und schleierig wehen die Flocken; sie setzen den gelben und lila Krokus vor den Fenstern groteske Mäuschen auf und umhüllen die lichtgrünen Blätter, mit denen die Bäume bezackt sind. Wie an regelrechten Wintertagen breiten sie sich mit stiller Selbstverständlichkeit über den Garten, der schon mit dem Frühling Zärtlichkeiten gepflogen.

„Ein herrlicher Venz!“ lacht Frau Professor Bühlau. „Meine Pfirsichblüten werden sich wundern!“

Dann wendet sie sich an eine Dame und einen Herrn, die tiefer im Zimmer, in der Nähe eines offenen Kaminfeuers sitzen, in dem zwischen den schweren, frisch aufgelegten Scheiten die Flammen zum Schlot emporlecken.

„Hedy, mit unserm Ausflug nach dem Nidelsbad wird's wohl heute nichts werden?“

„Nein!“ sagt die Angeredete, eine schöne Blondine von etwa fünfundsanzig Jahren. „Oder hätten Sie noch Lust, Herr Elmers?“

Die Worte richten sich an den Herrn, der mit behaglich übereinandergeschlagenen Beinen in der Sofaecke sitzt.

„Ich sollte meinen, Fräulein Mertens, dies ist besser!“ Gemüthlicher schiebt der Herr die massiven Glieder in den dunkeln Polstern zurecht. Ein warmer Blick streift die Dame am Kamin, und es ist nicht recht ersichtlich, ob dieser Blick oder eine hell emporschießende Flamme das Mädchenantlitz mit einem zarten Rot übermalt. Tiefer drückt sich der Kopf in das Seidenkissen, dessen stumpfe Rostfarbe dem Blondhaar einen entzückenden Hintergrund gibt.

Eine Weile bleibt es stumm in dem mit vornehmer Einfachheit ausgestatteten Raum, in welchem die schon fast entthronte Wintertraulichkeit ihr Behagen ausbreitet.

„Habe ich Ihnen schon die Bilder von den Kindern und dem Hause gegeben, Elmers?“ erkundigt sich jetzt die Dame im Erker.

„Nein, Frau Maria; aber schon häufig versprochen!“ „Dann will ich gleich mein Versprechen einlösen, damit ich's nicht wieder vergesse. Ihre Frau wird sicherlich Interesse daran haben. Seit wie lange hat sie die Buben nicht mehr gesehen?“

Als des Mannes Antwort nicht sofort erfolgt, rechnet Frau Maria in ihrer lebhaften Art die Zeit selber aus:

„Warten Sie, ich glaube, es sind jetzt acht Jahre, nicht wahr? Es ist auf Ihrer Hochzeitsreise gewesen; Fritz war damals sechs und Hans vier. Gist existierte überhaupt noch nicht, das klein-süße Ding! Uebrigens, wonach ich Sie immer fragen wollte, haben Sie denn kein Bild von Klara und den Kindern bei sich, Elmers?“

„Nein,“ ist die knappe Entgegnung.

Maria Bühlau schaut ein wenig verdutzt. „Ach,“ meint sie alsdann entschuldigend, „Ihr Künstler trägt Eure Entwürfe im Herzen, man muß Euch auch in diesen kleinen Sachen mit andern Maßen messen. Ich lobe mir aber doch meinen Mann, der könnte, glaube ich, gar nicht sein, ohne ein Bild von mir und den Kindern! Haben Sie auch gar keine Ansicht da von Ihrem Hause an der Elbe?“

„Nein, auch nicht!“

„Schade,“ sagt Frau Maria; „Ernst erzählte, wie schön dieser Besitz ist. Vielleicht schicken Sie uns nach Ihrer Rückkehr eine Aufnahme?“

„Gewiß, Frau Maria, wenn ich Ihnen eine Freude damit machen kann!“

Maria Bühlau ist während des kurzen Hin und Her der Worte aufgestanden und holt aus einem wundervoll gearbeiteten alten Schranke eine Holztruhe hervor, die sie auf einen Tisch in der Nähe des Sofas stellt.

„Wahrhaftig schon viel zu dunkel zum Sehen!“ erklärt sie, und Elmers ist der blühenden jungen Frau behülflich, die Kerzen auf dem Kaminfims zu entzünden. Die strebenden Lichtflämmchen spinnen goldene Fäden in Hedwig Mertens Haar und suchen im Verein mit den Feuerzungen im Kamin das nachdenkliche Mädchen Gesicht zu erhellen.

Mit friedlichem Ausdruck kramt Frau Maria in der Truhe, die angefüllt ist mit losen und aufgezogenen Photographien. Sie reicht das eine und andere Bild mit launigen Bemerkungen Elmers, der wieder einzelne Blätter dem schweigsamen Mädchen hinhält, das meistens nur flüchtig darauf blickt und sehr bald wieder in das Spiel der Flammen starrt, die sich verbucken unter den schweren Klößen, um dann in jähem Emporsteigen sich wild zu umschlingen.

Zuweilen, wenn Elmers beim Hinreichen der Blättchen die schmale Hand leise streift, hebt Hedwig Mertens mit inständiger Bitte die Blicke zu denen des Mannes empor. Aber dieser begegnet mit festem warmem Ausdruck den jungen Augen.

„Ah, sieh mal, Hedy,“ lacht da Frau Maria, „hier ist auch das Bildchen von deiner Herbstfahrt mit den Buben!“